

# Herrn v. Schwarzhoff's Gespenst

Erzählung von Th. H. Pantenius.

Wir sahen an einem Novemberabend, an dem es brausen regnete und stürmte, auf einem ländlichen Landgut im Zimmer der Hausfrau: sie selbst, ihr Gatte, zwei erwachsene Töchter, ein ebenfalls erwachsener Sohn, der dem Vater in der Wirtschaft half, ein Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft Baron Schwarzhoff und ich. Wie nun der Sturm die Zweige der vor dem Hause stehenden Fliederbüsche wider die Fenster schlug, kam die Rede auf Gespenstergeschichten und der Sohn des Hauses gab eine sehr launige zum besten. Die Geschichte, die geschickt vorgetragen wurde, wirkte sehr belustigend und rief am Schluß ein herzliches Gelächter hervor. Nur Herr von Schwarzhoff lächelte zwar auch, stimmte aber nicht recht in unsere Heiterkeit ein. „Sie haben gut lachen, meine Herrschaften“, sagte er, „wenn uns aber wirklich ein Gespenst erscheint, ist uns ungewiss, ob wir es nicht als ein ungewisses Phänomen ansehen.“

Wir blickten den Baron befremdet an, denn niemand von uns konnte glauben, daß gerade er je mit einem Gespenst hätte in Berührung kommen können. Wir kannten ihn als einen ganz besonders nüchternen und verständigen Mann, und wir wußten, daß er sich durch Klugheit und Energie aus dürftigen Verhältnissen zu großer Wohlhabenheit emporgeschwungen hatte.

„Erzählen! Erzählen!“ riefen die jungen Mädchen. Der Baron strich sich mit der Rechten über das kurzgeschneitene, schon stark ergraute Haar und setzte sich in seinem Sessel zurecht. „Gern“, sagte er einfach und fuhr dann fort: „Wir waren unfer, wie ich Ihnen ja schon mehrfach berichtet habe, 19 Geschwister. Da hatte denn jedes von uns, obgleich meine Eltern nicht unbemittelt waren wenig Vermögen zu erwarten. Und wirklich, als mein Vater starb und unser Gut verkauft war, erwies sich, daß jedes von den Geschwistern nicht ganz 12.000 Rubel erbt. Ich entschloß mich, trotz des geringen mir zur Verfügung stehenden Kapitals, Landwirtschaft zu betreiben. Meine Familie mißbilligte diesen Plan durchaus, sie ließ mich aber schließlich wohl oder übel gewähren.“

Ich erfuhr zufällig, daß in der Provinz ein Hauptmannschaft das Bortwert eines großen Gutes billig zu kaufen war. Der Besitzer des Gutes hatte es für vorteilhaft erachtet, die ihm gehörenden Bauernhöfe zu „legen“, d. h. er hatte seinen Pächtern gekündigt, ihre Häuser niederreißen lassen und ihre Felder zu großen Komplexen zusammengefaßt, deren Mittelpunkt ein flüchtig erbauter Hof wurde. Nicht weniger als 42 Familien hatten so die Wohnstätten ihrer Vorfahren räumen und in die Fremde ziehen müssen.

Der Besitzer des nunmehr nur aus dem Haupthof und sechs Vorwerken bestehenden Gutes war bald darauf gestorben, und sein schwindelhafter Sohn lebte in Italien. Er hatte dort eine vornehme Französin geheiratet, kam mit seiner Rente nicht aus und verkaufte nun ein Vorwerk nach dem andern. So wurde ich Besitzer von Reuhof. Sie können sich diesen Wohnsitz nicht vorstellen. Die größere Hälfte des Wohnhauses bewohnten sechs verheiratete Knechte, in der kleineren, ursprünglich für den Vogt bestimmten haufte ich.

Ich erkannte klar, daß ich nur vorwärts kommen konnte, wenn ich für eine Reihe von Jahren auf alle Freuden des Lebens verzichtete, und ich war entschlossen, danach zu handeln. Ich machte daher auf meinem der Nachbarn Güter Besuch und lehnte die Einladungen, die trotz dem von mir uns verwandten Familien an mich ergingen, ein für allemal ab. Ich hatte mit von dem Amtmann, der das Gut, zu dem mein Reuhof bisher gehörte hatte, verwaltete, eine alte Frau empfehlen lassen, die mir die Wirtschaft führte, und lebte schlechter als ein Bauer. Frau Stahnen, so hieß meine Wirtschaftlerin, war eine hagere Person mit schneeweißem Haar. Meine einzige Zerstreuung hatte während der warmen Jahreszeit darin bestanden, daß ich im Sommer Enten und im Herbst erst Hühner und dann Hasen schoß.

Ich verfuhr damals über einen wunderbaren Hühnerhund, einen weiblichen Pointer Namens Tidy. Sie war, als sie in meinen Besitz kam, drei Monate alt, rabenschwarz, mit einem Fell so kurz und weich wie das eines Maulwurfs. Sie wurde ein ungewöhnlich großer aber schlanker Hund, mit Sehnen von Stahl, einer unbegreiflich feinen Nase und einer unbändigen Jagdpassion. Sie lernte ihr Handwerk spielend und apportierte sogar vorzüglich, was bei ihrer Rasse bekanntlich nur sehr schwer zu erreichen ist. Sie wäre mit dem Ideal eines Hühnerhundes gewesen, wenn sie nicht zugleich die ganze Wildheit eines Raubtieres besessen hätte.

Als die Ernte eingebracht und die Herbstbestellung der Felder beendet war, fing ich doch an, die völlige Einsamkeit, in der ich lebte, zu fühlen. Zumal an den beständig länger werdenden Abenden veranien die Stunden immer langsamer, und ich war schließlich froh, wenn Frau Stahnen am Abend in das Speisezimmer kam, um den Tisch zu decken.

Auch bei Frau Stahnen machte sich allmählich ein gewisses Anschließ-

dürfnis geltend. Es kam vor, daß sie nach dem wir die wirtschaftlichen Fragen des Tages erledigt hatten, stehen blieb und sichtlich auf eine Ansprache von mir hoffte. Ich richtete dann wohl eine Frage an sie, die sich auf ihr früheres Leben bezog, und sie gab willig Bescheid.

Eines Tages kam zwischen mir und Frau Stahnen die Rede auf das Legen der Bauernhöfe, und die alte Frau entwarf mir ein anschauliches Bild von dem Glend, das damals plötzlich und unerwartet über ihre unglücklichen Bewohner hereingebrochen war.

Reuhof war aus den Feldern von 9 Bauernhöfen entstanden. Acht von ihnen hatten auf dem jetzigen Grundstück des Gutes gelegen, man hatte daher auch ihre Fundamente abgebrochen und die Feldsteine, aus denen sie bestanden, zu kleinen Hügelchen aufgehäuft, die mitten in den Feldern lagen. Der neunte Hof aber, der größte, stand auf der Viehweide, und hier befanden sich die Fundamente der Gebäude noch in ihrer ursprünglichen Verfassung und an ihrer ursprünglichen Stelle.

Ich fragte Frau Stahnen insbesondere nach dem Schicksal dieses Hofes. Die alte Frau sah mich aus ihren großen Augen seltsam starr an. „Der Bauer“, sagte sie, „war ein Onkel meiner Mutter. Er war schon ein sehr alter Mann, und er konnte es nicht begreifen, daß er den Hof, auf dem seine Vorfahren seit jeher geesteten hatten, ohne jedes Verschulden verlassen sollte. Er ging nicht fort, bis der Baron selbst mit seinen Knechten kam, diese seine Wagen luden. Als das letzte Stück aus dem Hause getragen war, nahm er ein Rasiermesser aus der Tasche und schnitt sich damit, ehe die Seinigen ihn in den Arm fallen konnten, den Hals durch.“

„Entsetzlich!“ rief ich unwillkürlich. Die Alte schweig eine Weile und sah starr vor sich hin. „Gnädiger Herr“, sagte sie dann, „im Dunkel darf niemand dorthin gehen. Das leidet der todt Bauer nicht.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte ich. „Man hat dort schon dreimal Tode gefunden, die sich, als sie noch lebten, bei Nacht und Nebel dahin verirrt“, war die Antwort. „Einmal einen Bauern, den niemand kannte; dann einen jüdischen Hausierer; endlich einen Handwerksburschen. Allen dreien stand das Gesicht im Nacken.“

Wie die Alte das so mit ihrer müden Stimme sagte, lief mir ein Schauer den Rücken herunter. Zugleich erhob sich Tidy, die neben mir gelegen hatte, blickte mit gesträubtem Rückenhaar auf die offene Thüre die in das dunkle Nebenzimmer führte und knurrte, als ob sie die Anwesenheit eines Fremden witterte.

Die Alte schien das nicht zu bemerken. Sie blickte noch eine Weile starr vor sich hin, schüttelte dann den Kopf und raffte sich gleichsam zusammen. „Gute Nacht, gnädiger Herr“, sagte sie und ging mit ihren leisen, schleichen Schritten aus dem Zimmer.

Ich befand mich in einer seltsamen, mir selbst unbegreiflichen Aufregung. Was war denn geschehen? Vor einer Reihe von Jahren hatte ein alter Mann, den ich nicht kannte, sich das Leben genommen, und an der Stelle, an der das geschah, hatte man viel leicht in der That einen Hausierer oder einen Handwerksburschen gefunden, der sich im Schneesturm verirrt hatte und dort erstoren war. Das alles ging mich doch eigentlich gar nichts an. Trotzdem schlug mein Herz in schweren Schlägen und lautete mein Ohr gespannt auf ein Geräusch, das nicht laut werden wollte.

Ich ging vielleicht eine Stunde lang im Zimmer auf und nieder und fühlte, wie meine Nerven sich allmählich beruhigten. Ich zündete nun eine Kerze an, löschte die Lampe aus und begab mich in's Schlafzimmer.

Tidy lag auf ihrem Sad, der sich ein paar Armlängen von meinem Bett befand. Als mein Blick einige Minuten später auf sie fiel, sah ich, daß sie sich erhoben hatte und sich in der Stielung befand, die sie vor dem Antritt einzunehmen pflegte. Ihre Augen waren drohend auf mich gerichtet, sie fleischlich mit den Zähnen und ließ einen schmerzhaften Ton hören. Mir kam zum erstenmal der Gedanke, daß die Bestie in diesem Hunde sich auch einmal gegen mich richten könnte. Als ich ihr aber ein: „Ruf dich“ zurief, mit einer Stimme, die mir selbst gar nicht wie meine eigene vorkam, wandte Tidy den Kopf von mir ab, drehte sich mehrmals im Kreise und legte sich wieder auf ihren Sad. „Sie mag wohl einen bösen Traum gehabt haben“, sagte ich mir, und löschte das Licht aus. Ich lag aber wach, bis die Mähne trähten und ich die Mähne in den Viehstall gehen hörte.

Am folgenden Morgen mußte ich selbst über den Zustand lächeln, an dem ich mich am Abend und in der Nacht befunden hatte, und an den mich noch ein leises Kopfschmerz erinnerte. Da dieses den Tag über, während ich meinen Geschäften nachging, anhielt, so nahm ich nach dem Mittagessen meine Flinte auf die Schulter und unternehm einen Spaziergang.

Das Wetter war trübe, und über der Viehweide lag ein dichter Nebel. Der Nebel wurde immer dichter und lag als wir am Ziel waren, wie eine Wolke über dem Lande. Da sich keine Enten sehen ließ, kehrte ich um und schritt rüstig aus, denn es wurde kalt und meine Zoppe naß.

Ich glaubte mich schon unmittelbar bei Reuhof, als ich plötzlich dicht vor

mir die Fundamente jenes Bauernhauses erblickte, von dem am Abend vorher so viel die Rede gewesen war. „Gut, daß ich nicht abergläubisch bin“, dachte ich, nahm noch einmal möglichst sicher die Richtung nach Reuhof und schritt so rüstig aus, wie die vielen vom Vieh ausgetretenen Büsten unter meinen Füßen es zuließen.

Nach einiger Zeit bemerkte ich, daß ich mich nicht, wie ich jetzt erwarten mußte, auf einer in einer Einsenkung zwischen den Feldern liegenden Viehweide befand, sondern wieder auf der Viehweide.

Da ich keine Uhr bei mir hatte, konnte ich nicht feststellen, wie lange Zeit ich in die Irre gegangen war. Es mußte aber eine ganze Weile gewährt haben, denn zu dem Nebel schien sich jetzt bereits die Dämmerung zu gesellen. Wollte ich noch vor Einbruch der Dunkelheit mein Heim erreichen, so mußte ich mich dran halten.

Ich griff tüchtig aus aber mein Wandern wollte kein Ende nehmen und schließlich stand ich wieder vor dem leibigen Fundament mit seinen nassen Steinen und den welken Kesselftauben und Döseln zwischen ihnen.

Der Wind setzte stärker ein, fuhr mir durch die nassen Kleider und machte mich erstarrten. Die Nebelmassen trieben über mich hin, und aus ihnen heraus hörte ich deutlich hohe Stimmen, die sich eilig etwas zuriefen. Ich wollte „Wer da?“ rufen, und war, als ob sie, wie ich sie hervorrief, sofort zu Boden fielen. Ich hörte selbst nur einen dumpfen Ton. Ich fühlte, wie sich mein Haar sträubte. Ich riß die Flinte von meiner Schulter und spannte beide Hände. Ich wußte, jetzt mußte der todt Bauer kommen. Und da kam er auch, in einem weiten weißen Totenbende, das mit dem Nebel ringsum verschwamm. Langes, weißes Haar flatterte um sein weißes Gesicht, aus dem die weit aufgerissenen Augen mich finster anstarrten. Ich hob die Flinte an die Wange und drückte beide Läufe zugleich ab. Der Feuerstrom fuhr dem Tobten mitten durch den Leib, aber er zog über mich weg wie ein eisalter Strom. Zugleich tauchte Tidy dunkle, mir riesengroß erscheinende Gestalt vor mir auf, stürzte sich auf mich und warf mich zu Boden. Die weißen Zähne des Thieres schimmerten dicht vor meinem Gesicht. Ich packte es mit beiden Händen um den Hals und zwang es unter mich. Ich fühlte in den Händen etwas Weiches, Samtendes und darunter eine harte beinerne Höhle, auf die ich mit verzweifelter Kraft drückte, während ich einen heftigen Schmerz in den Beinen empfand, an denen etwas entlang schlüpfte. Endlich hörte der Widerstand auf. Ich hatte den Hund erwürgt.

Ich richtete mich auf und befand mich in der seltsamsten Stimmung. Ich war nun, da ich wirklich am mein Leben gerungen hatte, vollständig ernüchtert. Die Nebelmassen, in deren Mitte ich mich noch immer befand, waren für mich jetzt nichts mehr als eine über die Erde hingehende Wolke, und die Stätte, an der ich stand, hatte allen romantischen Zauber eingebüßt. Ich hätte geglaubt, nur einen toten Traum gehabt zu haben, wenn ich nicht die todt Tidy vor mir gehabt hätte und meine zerrissenen Kleider überdies von dem verzweifeltsten Kampf gezeichnet haben würden, den ich eben bestanden.

Am andern Tage ließ ich anspannen und machte bei den nächsten beiden Nachbarn meinen Antrittsbefuch. Seitdem habe ich nie wieder ein Gespenst gesehen.

„Und wie erklären Sie Ihr Erlebnis, Herr von Schwarzhoff?“ fragte die Hausfrau. „Daraus gnädige Frau“, erwiderte der Baron, „daß sowohl die Menschen wie die Hunde gefellige Wesen sind und die Einsamkeit auf die Dauer nicht ertragen. Die einen macht sie zu Gespenstern, die andern macht sie toll.“

## Ueber ein Kleinbahn-Joni.

Schreibt man der „Hagen Zeitung“ aus Altentörde: Der Nachmittags-Büßzug nach Hagen verließ mit gewohnter Pünktlichkeit unsere Station, um nach Hagen zu eilen. In der Nähe der Mutterhöhle, als der Zug mit rasender Geschwindigkeit Thalabwärts rollte — ein scharfer Ruck, und der Zug hielt. Alles stürzte schreckensbleich an's Fenster, die bangen Geschlechter fragten: „Ist aus der Höhle heraus ein Ueberfall auf den Zug erfolgt?“ Ja, da rennt ja auch ein Mann die Bahngleise entlang gen Wörde, und schon schiden sich einige besonders Beherzte zur Verfolgung an, da sagt ein Beamter: „Unfug, unser Zugführer hat nur seine Kappe vergessen.“ — „Ja, weshalb fährt denn der Zug nicht zurück?“ — „Das dauert zu lange, so viel Zeit haben wir nun doch nicht.“ lautete die Antwort. Nachdem sich die Passagiere vom Schrecken erholt haben, kommt der Bote mit der Kappe wieder angerannt, und stolz das wichtige Dokument wieder hinter sich zu wissen, eilt das Dampfrohr weiter den schönen Ennepesstrand hinab.

## Ein Schwärmer.

Bekannter (zum Weinbändler, der von einer Rheinreise zurückgekehrt ist): „Wie hat's Ihnen denn am Rhein gefallen, Herr Pantischer?“

„Ach, großartig, die Berge und die Burgen, und die reizenden Frauen, und vor allem der feurige Wein! ... Von jetzt an fabriziere ich nur noch Rheinwein.“

## Ausgleichende Gerechtigkeit.

Humoreske von Emi Marriot.

Herr Schnauzerl war eben im Begriffe, die Treppe emporzusteigen, um von seinem im selben Hause befindlichen Geschäfte in seine Privatwohnung zu eilen, als er dicht hinter sich Schritte vernahm und eine Hand sich ihm breit und stark auf die Schulter legte.

„Nun siehst es Herr Schnauzerl weder in seinem Gange zu Tisch aufzuhalten zu werden, denn er war sehr hungrig, noch besah er eine Schwäche für fremde Hände, die sich ihm auf die Schulter legten. Er war kein Freund solcher Vertraulichkeiten.“

„So fuhr er denn herum: „Erlauben Sie mir ...“ Was er sonst noch sagen wollte, blieb ihm in der Kehle stecken. Vor ihm stand ein baumlang, ausgemergelter Kerl in defekten Kleidern — eine jener Erscheinungen, denen auf einfarmer Landstraße zu begegnen höchst unangenehm ist.“

„Betteln und Hausieren ist in meinem Hause streng untersagt“, preßte Herr Schnauzerl, blaß vor Zorn, heraus. „Und wie können Sie sich erlauben ...“

Der andere fiel ihm lachend in's Wort. „Zum Hausieren fehlt mir alles. Hab' nichts, was ich verkaufen könnte, und kein Geld, um alte Kleider oder sonst was einzuhandeln. Und bettel' ihu' ich auch nicht. Aber einen alten Freund hab ich begrößen wollen. Geb' da gerade an dem Hause vorbei, sei' mir die Schilder an. Und was seh' ich da? Deinen Namen Schnauzerl! Deinen dummen Namen. Denk' ich mir: Gehst ins Haus hinein und fragst den Hausmeister, wo der Herr Schnauzerl wohnt. Denn im Geschäft, bei der Arbeit, hab' ich dich nicht tören wollen. Na, und wie ich ins Haus trete, wen erblicke ich da? Dich! Hast noch immer das Mops-Gesicht, das so gut zu deinem Namen paßt. Hab' dich gleich erkannt.“

Herr Schnauzerl war außer sich. So etwas! Der zerlumpte Mensch sagte zu ihm: auf der Treppe, in seinem eigenen Hause, wo die Parteien es hören könnten. Und sprach so laut, drückte sich so unmanierlich aus ...

„Ich weiß nicht, wann ich ...“ „Nein, das ging nicht. Er hatte sagen wollen: die Ehre gehabt habe. Es war doch keine Ehre, diesem Kerl so begegnet zu sein. Die Bestürzung machte ihn ganz dumm.“

„Ich weiß nicht, wann ich das Vergnü ...“

„Nein, auch das ging nicht. Wenn er diesen Menschen einmal wo kennen gelernt hätte: ein Vergnügen war es gewiß nicht gewesen. Keine Ehre und kein Vergnügen.“

„Ich tenne Sie nicht“, stieß er heraus. „Aber, Schnauzerl! Du wirst deinen alten Schulkameraden Franz Pfeiffer nicht mehr kennen?“ Und er legte ihm beide Hände auf die Schultern.

Jetzt erinnerte sich Herr Schnauzerl. Ja, es war der Franz Pfeiffer, mit dem er vor dreißig Jahren auf derselben Schulbank gesessen hatte. Und er entann sich, daß ihn dieser Pfeiffer schon damals ebenso hartnäckig belästigt hatte, wie er ihn heute belästigte, daß er so wenig wie eine Kette abzuschütteln gewesen wäre.

Im obern Stockwerke wurde geredet. Schritte ertönten. Herr Schnauzerl triegte eine fürchterliche Angst. Er, der Hausherr, in solcher Situation! Nein, so durfte Niemand von den Parteien ihn sehen. Und so rang er sich in seiner Bedrängnis einen heroisch verzweifelt Entschluß ab: „Komm' lieber herein zu mir in meine Wohnung und ich mit.“

„Hab' nichts dagegen“, sagte der Franz Pfeiffer.

Bald sahen die beiden in Herrn Schnauzerl's hübsch eingerichteten Speisezimmer, am sauber gedeckten Tische. Das servierende Stubmädchen war blaß vor Entsetzen über diesen Gast, und die Köchin ließ den Braten anbrennen, als das Stubmädchen ihr jurante: „Stellen Sie sich vor, Köchin, der Bettler sagt du zum gnädigen Herrn!“

Herr Schnauzerl fühlte sich äußerst unbehaglich. Um so behaglicher fühlte

sich dagegen der Franz Pfeiffer: „Kamose Suppe, Schnauzerl. Kamose Wein. Dein Wohl! Uebrigens geht es dir ja ohnedies schon gut. Junggefelle scheint du ja auch zu sein?“

„Ja“, sagte Herr Schnauzerl wortfarr.

„Und wohnst im eigenen Hause. Hast ein großes Geschäft. Das trifft sich ja ausgezeichnet. Ich habe nichts verglichen: weder Haus noch Geschäft. Dafür aber habe ich eine Frau und vier Kinder.“

„So!“ sagte Herr Schnauzerl kühl und ohne einen Schimmer von Interesse. Er sah ihn kommen, den „Anpumper“, und wollte vorbeugen: „Das schaut alles viel großartiger aus, als es ist, weißt Du. Das Haus ist über und über verschuldet und steht zur Hälfte leer. Und das Geschäft deckt nicht die Kosten.“

„Was Du nicht sagst! Dann würde ich es lieber aufgeben ... Aber die Hausherrn und Geschäftsleute ranzen ja immer und werden dich und fett bei den schlechten Zeiten. Doch wenn Du Wohnungen leerstehen laßt: ich beziehe gern eine mit meiner Familie. Wir sind nämlich gerade jetzt obdachlos.“

„Das thut mir leid ... Aber bei mir wird es Dir vermutlich zu theuer sein.“

Der Franz Pfeiffer lachte laut auf: „Ja, glaubst Du denn, daß ich den Zins bezahlen will?“

„Ja, was glaubst denn Du?“ entgegnete Herr Schnauzerl mit starrem Blicke.

„Nichts zahle ich! Keinen Keller! Das wäre schön! Der Mensch steckt bis über die Ohren in Geld, hat viel zu viel, und ist obendrein unheimlich reich. Und ich habe nichts und muß außerdem für eine Frau und vier Kinder sorgen. Da ist es doch Deine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, mir von Deinem Jubel zu geben!“

Herr Schnauzerl sah mit offenem Munde da — wortlos.

„Ich bin nun einmal für eine ausgleichende Gerechtigkeit“, fuhr der andere fort. „Ich habe kein Glück gehabt, und das Arbeiten kriegt man am Ende auch satt, wenn man sieht, daß man dabei doch auf keinen grünen Zweig kommt ... Meine Frau hat auch nichts gehabt. Bettelarm, sag ich Dir. Und vier Kinder! Es ist Deine Pflicht, Du Ueberfatter, wieder unniher Haqestolz, mit uns zu theilen. Wer zu viel hat, muß seinen Ueberfluß mit denen theilen, die zu wenig oder nichts haben: darin liegt die Lösung der sozialen Frage, Schnauzerl!“

Dieser hatte sich von seiner Erlaubung erholt. Jetzt brach er polternd und leudend los: „Du, na! Du gefällst mir. Das wäre freilich bequem. Kein Glück haben, die Arbeit an den Nagel hängen. Ein bettelarmes Mädel heirathen und vier Kinder in die Welt zerren. Und dann zu den anderen kommen und sagen: Theilt mit mir. Du, das wäre sehr bequem.“

„Aber die ausgleichende Gerechtigkeit, Schnauzerl! Und Brüder sind wir am Ende alle!“

„Du pfeife auf alles das. Und für solche zahlreiche Verwandtschaft danke ich ergebenst. Nimm Deinen Hut und geh! Geh augenblicklich.“

„Du bist wie mein Onkel. Der ist vierfach verheiratet Hausherr wie Du. Siehst bis zum Hals in Werthpapieren. Glaubst Du, daß er etwas für mich thut? Fällt ihm gar nicht ein! Hin-ausgeworfen hat er mich und mich gedroht, sich an die Polizei zu wenden, wenn ich ihn nicht in Ruhe lasse. Ja, so sind die Reichen. Einer wie der Andere.“

„Ich werde wie Dein Onkel handeln und einen Wachmann holen lassen, wenn Du nicht freiwillig und schleunig gehst ... Ausgleichende Gerechtigkeit! Alle unsere Brüder! Solche Frechheit!“

„Du bist im Unrecht“, sagte der Franz Pfeiffer, stand aber auf ... „Es wäre viel besser bestellt auf Erden, wenn alle Menschen dächten wie ich.“

„Ja, für Dich und Deinesgleichen. Das glaube ich schon.“

„Ich würde auch als Millionär ebenso denken, Schnauzerl!“

„Den Beweis dafür wirst Du mir wohl schuldig bleiben ... Aber jetzt mach', daß Du fortkommst. Und laß Dich nie wieder blicken. Da hast Du noch einen Zehn-Kronen-Schein, dafür kaufe Deinen Würmern etwas zu essen.“

„So ein Bettel!“ Die Lippen des Franz Pfeiffer zuckten verächtlich. „Na, gib' nur her!“ sagte er hastig, da Herr Schnauzerl Miene machte, den Schein wieder einzuflecken. „Und leb' wohl, Schnauzerl, Du ungerechter Mensch! Ich wünschte Dir trotzdem alles Gute.“

„Ich mir auch“, sagte Herr Schnauzerl trocken.

Nach einem Jahre traf Herr Schnauzerl abermals mit seinem alten Schulkameraden zusammen: auf der Ringstraße, in einem eleganten Kaffeehaus. Doch wie sah der Franz Pfeiffer aus! Völlig verwandelt: anständig gekleidet und sauber rasirt. Auch ein bischen Fett hatte er angelegt. Er rauchte, trank schwarzen Kaffee und las in einer Zeitung; vom Wirbel bis zur Sohle ein wohlkultivierter, zufriedener Bourgeois.

„Dente Dir, Schnauzerl“, erzählte er dem Ueberfattern, „mein reicher, alter Onkel ist plötzlich gestorben ... Ohne Testament ... Und ich habe, als sein nächster Anverwandter, eine tolle Erbschaft gemacht. Ich bin ein reicher Mann, lebe von meinen Renten.“

„Da gratulire ich“, sagte Herr Schnauzerl und setzte sich zu ihm.

„Ja, Schnauzerl, es geht mir gut. Nein, wie die Leute mir jetzt schön thun! Und diese Bettelbriefe! Täglich ein ganzer Stoß.“

„Und Du giebst natürlich allen? Giebst mit vollen Händen?“

Der andere machte große Augen: „Wieso denn? Dann würde ich ja bald selbst nichts mehr haben!“

„Aber die ausgleichende Gerechtigkeit, Pfeiffer! Die Lösung der sozialen Frage! Und alle, die Dir Bettelbriefe schreiben, sind ja Deine Brüder!“

Herr Pfeiffer wurde etwas verlegen. „Du weißt Tu, Schnauzerl, man ämör: sich eben. Wenn man im Fett sitzt, schau' die Welt anders aus.“

„So ist es“, sagte Herr Schnauzerl und immer für's Geben. Das nämlich die anderen geben sollen. Und wenn man was hat, will man's behalten. Die Menschen sind nun einmal so.“

„Ja, Schnauzerl. Kommt Du öfters in dieses Kaffeehaus?“

„Täglich. Ich habe da meine Tarotpartie.“

„Braucht ihr vielleicht einen Dritten?“

„Eigentlich nicht. Aber wir können ja zu Vieren spielen. Ich will Dich mit den Herren bekannt machen: lauter Hausbesitzer. Du kommst da in gute Gesellschaft, wie es sich für Dich schickt.“

„Ja, gleich und gleich ... das ist doch das Beste. Solche Brüder lasse ich mir gern gefallen, Schnauzerl!“

„Na, also. Ich sa' es ja immer: Wenn ein Mensch zu Geld kommt, kommt er auch zur Vernunft. Siehst Du, wie famos wir heute einander verstehen? Und warum? Weil wir gleich und gleich geworden sind. Da versteht man sich immer.“

Am Spielung.

Schuhmann (beim Trabrennen): „Derrgott, wäre das jetzt ein Vergnügen, die alle wegen Schnellfahrens aufzuschreiben!“

In Gedanken.

Fritze: „Ich bitte, den Hut abzugeben!“

Kunde: „Sie haben mir nicht zu befehlen, ich lege meinen Hut ab, wann und wo ich will!“

Verhöhnung.

Frau (zum leichtsinnigen Mann): „Mar, so kannst Du doch nicht weiterwirtschaften, wir müssen doch für unsern Alter sorgen!“

Mann: „Unnötig. — Dein Alter sorgt ja für uns!“



Dame: „Ach, wie herrlich duftet's in Deiner Gärtnerei!“ Gärtner: „Na ja, hab' ja auch ganz neuen Mist fahren lassen!“

Casper